

**Rabbiner Alexander Nachama, Dresden**

10. Sonntag nach Trinitatis, 05. August 2018, 10 Uhr (Israelsonntag)

Predigt Berliner Dom über Jesaja 62,6-12

Die Sehnsucht ist ein inniges, schmerzliches Verlangen nach jemandem oder nach etwas. So definiert es der Duden. Ist so ein schmerzliches Verlangen positiv oder negativ? Schwer zu sagen, kommt es doch häufig darauf an, wonach man sich sehnt. Sehnsucht nach der eigenen Ehefrau wird einem wohl keiner verübeln. Sehnsucht nach kühleren Temperaturen zumindest heute nicht. Im Januar, wenn es ohnehin schon kalt ist und vielleicht sogar Schnee liegt, mag es anders sein.

Umstände mögen sich ändern, die Sehnsucht nach bestimmten Dingen wird aber stets bleiben. Dafür ist uns der Predigttext ein gutes Beispiel.

Jesaja beschreibt in Kapitel 62 ein von Mauern umgebenes Jerusalem. Aber nicht nur das: Gott hat Wächter bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht wachen. Mauern und Wächter: Das mag einem ein Gefühl von Sicherheit geben. Es mag einen nachts ruhiger schlafen lassen – da ist etwas, was mir Schutz gibt, da ist jemand, der auf mich aufpasst. Es mag einem aber auch den Schlaf nehmen.

Denn wer weiß schon, was sich hinter den Mauern abspielt? Welche Gefahren dort lauern? Und ist eine Mauer nicht auch etwas einschränkendes – ja, innerhalb der Mauern kann ich mich frei bewegen – aber ich kann sie auch nicht verlassen, ohne mich möglicherweise in Gefahr zu begeben.

So verwundert es nicht, dass Jesaja neben Mauern und Wächtern auch Feinde beschreibt. Und das beunruhigende: Sie scheinen sich nicht nur außerhalb der Mauern aufzuhalten. So schreibt Jesaja, dass sie in Jerusalem keine Speise und nichts zu trinken finden werden: „Sondern die es einbringen, sollen es essen und den Ewigen lobpreisen und die ihn lesen, sollen ihn trinken in den Höfen meines Heiligtums.“

Auffällig ist: Weder werden die Feinde genau benannt, noch diejenigen, „die es einbringen“ – die Gott in seinem Heiligtum dienen. Dennoch mag der geübte Leser schnell zum Schluss kommen: Die Feinde sind diejenigen, die Juda bedrohen – geht es um die Zerstörung des ersten Jerusalemer Tempels, dann sind es die Babylonier. In späteren Zeiten die Römer.

Vielleicht können die Feinde aber auch aus dem eigenen Volk kommen und für Unruhe sorgen. Aufrufen fremden Göttern zu dienen. Geschichten dazu erzählt uns die Tora zur Genüge. Beispielsweise spricht Mosche in einer Rückschau im fünften Buch der Tora: „Mit eigenen Augen habt ihr gesehen, was der Ewige wegen des Baal Pe’or getan hat, wie der Ewige, dein Gott, jeden, der dem Baal Pe’or nachging, aus deiner Mitte hinwegtilgte.“

In diesem Fall ergeht es den Israeliten, die einer fremden Gottheit nachgingen, nicht gut. Sie werden hinweggetilgt. Ganz anders ergeht es den Israeliten, die Gott treu geblieben sind, denn Mosche spricht weiter: „Ihr aber, die ihr dem Ewigen, eurem Gott, treu wart, seid heute noch am Leben.“

Gottestreue kann Überleben bedeuten. Es ist, wie ich finde, ein schöner Gedanke. Im jüdischen Gottesdienst wird dieser Gedanke stets vor der Lesung aus der Tora zitiert. Ich kann mich gut daran erinnern, wie wichtig meinem Großvater, Oberkantor Estrongo Nachama, der Auschwitz überlebt hatte und über 50 Jahre in der Synagoge Pestalozzistraße die Gottesdienste leitete, gerade dieser Vers war. Er war ihm so wichtig, dass er sich zu Beginn jeder Toravorlesung der Gemeinde zuwandte und sie mit diesen Worten regelrecht ansprach: „Ihr aber, die ihr dem Ewigen, eurem Gott, treu wart, seid heute noch am Leben.“

Einen Vorwurf an jene, die kurz zuvor während der Schoa ermordet worden waren, hat er damit selbstverständlich nicht verbunden. Es war für ihn vielmehr eine Bestätigung, dass er durch seinen Glauben, durch seine Liebe zu Gott, diese grausame Zeit überlebt hat, genauso wie fast alle anderen die in den Nachkriegsjahren in der Synagoge waren.

Berlin wurde für meinen Großvater zur neuen Heimat – dabei stammte er eigentlich aus Griechenland, Saloniki. Dort ist er 1918 geboren, mit seinen Geschwistern bei seinen Eltern aufgewachsen. Als griechischer Soldat kämpfte er 1941 gegen die Nationalsozialisten, unterlag, kehrte nach Hause zurück – nach Saloniki. Im April 1943 wurde er mit seiner ganzen Familie nach Auschwitz deportiert – Estrongo war der Einzige, der überlebt hat.

Die Sehnsucht nach Saloniki, nach seiner Familie – er hat sie in sich getragen. Ja, sie hat ihn so sehr geschmerzt, dass er kaum über seine Familie erzählt hat. Trotzdem war sie da – auch wenn es sein Saloniki nicht mehr gab.

Ähnlich ist es mit der Sehnsucht nach Jerusalem. Sie ist fester Bestandteil der jüdischen Tradition, auch wenn die Stadt mit ihrem bedeutenden Tempel vor knapp 2000 Jahren von den Römern zerstört worden ist. Die Sehnsucht bleibt.

Ganz bekannt ist Psalm 137, wo es heißt: „An den Strömen Babels saßen wir und weinten. An den Weiden darin hingen wir unsere Harfen auf (...) Wie sollen wir des Ewigen Lied auf fremder Erde singen? Sollte ich dich vergessen, Jerusalem, so versage meine Rechte! Kleben soll meine Zunge mir am Gaumen, so ich dein nicht gedenke, so ich nicht erhebe, Jerusalem, auf den Gipfel meiner Freude.“

Eindrücklicher kann man es gar nicht ausdrücken. Jerusalem vergessen – das ist unvorstellbar, damit würde der Tradition ein wichtiger Pfeiler entzogen werden.

So verwundert es nicht, dass Jerusalem auch im täglichen Gebet Erwähnung findet: „Und nach Jerusalem, deiner Stadt, kehre in Barmherzigkeit zurück und throne in ihr, wie du es versprochen hast und erbaue sie bald in unseren Tagen zum ewigen Bau und richte in ihr bald Davids Thron auf. Gelobt sei du, Ewiger, Erbauer Jerusalems.“

Der Wiederaufbau Jerusalems ist mit dem Tempel verbunden. Erst wenn der Tempel wieder steht, wird auch Jerusalem wiedererrichtet sein – so die traditionelle Vorstellung. Eingeleitet wird dies durch den Messias, der sich auf Davids Thron setzen wird – als König regieren wird.

Jedoch frage ich mich: Wollen wir wirklich die Wiedereinführung des Opferkultes? Oder allgemeiner gefragt: Haben das die Rabbiner vor knapp 2000 Jahren unbedingt gewollt? In den Gebeten, die wir im traditionellen Gebetbuch finden und in der Zeit nach der Tempelzerstörung zusammengestellt worden sind, erscheint der Messias stets als eine Figur, die in der Zukunft erscheinen wird.

So heißt es beispielsweise im Tischgebet, das stets nach dem Essen gebetet wird. „Der Allbarmherzige sende uns den Propheten Eljahu, um uns allen gute und trostreiche Nachrichten zu verkünden.“ Der Prophet Eljahu ist der Vorbote des Messias, wird den Messias ankündigen.

Am Schabbatausgang wird gebetet: „Eljahu, der Prophet, er komme bald zu uns mit dem Messias, dem Sohn Davids.“

Oder im täglichen Gebet: „Erfreue uns, Ewiger unser Gott, durch Eljahu, den Propheten, Deinen Knecht und durch das Reich des Hauses Davids, deines Gesalbten. Möge er bald zu uns kommen.“

Vom berühmten Professor Jeschajahu Leibowitz (1903 – 1994) ist überliefert, dass er stets meinte, dass es zum Wesen des Messias gehört, dass er in der Zukunft kommen wird. So stellte er fest: „Ein Messias wird auf immer derjenige sein, auf den ich jeden Tag warte. Aber ein Messias, der tatsächlich kommt, kann nichts als ein falscher Messias sein!“

Etwas anders ausgedrückt könnte man auch sagen: Die Hoffnung auf den Tempel wird immer eine in die Zukunft gerichtete Hoffnung bleiben. Für die Gegenwart gilt: Das große Heiligtum gibt es nicht mehr. Stattdessen gibt es viele kleine Heiligtümer: Die Synagogen.

Als Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Dresden habe ich in den letzten sechs Jahren in einer Synagoge mit einer besonderen Architektur wirken dürfen. Eine der Besonderheiten dieser Synagoge ist die stufenweise Drehung des Kubus, sodass die Ostseite der Synagoge ganz genau nach Osten gerichtet ist. Zudem ist auch der gesamte Innenraum gedreht. So wird die Gebetsrichtung hergestellt: Wir beten Richtung Osten.

Aber warum eigentlich? Woher kommt die Tradition nach Osten zu beten?

Wir lesen im vierten Buch der Tora über die sieben Lichter der Menora, die im Tempel angezündet wurden. Es heißt: „Der Ewige sprach zu Mosche, sprich zu Aaron: Wenn du die Lichter anzündest, so sollen sie alle sieben nach der Vorderseite des Leuchters hin leuchten.“

Das hebräische Wort, das hier für „Lichter“ benutzt wird, lautet „Nerot“. Die Masoreten haben eine interessante Verbindung zwischen Jerusalem und „Nerot“ hergestellt. So hat das Wort „Nerot“ den Zahlenwert 656. Insgesamt 656 Mal wird Jerusalem in der Bibel erwähnt. Hier entdecken wir also eine schöne Verbindung zwischen Jerusalem und Licht.

Wie kam es jedoch zu der Verknüpfung von Jerusalem und Osten? Spielt hier eine Rolle, dass die Sonne im Osten aufgeht, also der Osten die Verbindung zwischen Jerusalem und Licht symbolisiert? Darauf kommen wir gleich zurück.

Im Buch Daniel lernen wir, wie Daniel zu beten pflegte. So lesen wir: „Daniel (...) ging in sein Haus, hatte geöffnete Fenster in seinem Erker Richtung Jerusalem, dreimal täglich fiel er auf seine Knie und betete vor seinem Gott.“

Daniel betete also Richtung Jerusalem, welche Richtung genau (ob nach Osten) wird nicht ausgeführt. Dafür berichtet uns der Talmud davon. Wer sich im Tempel befand, betete in die Richtung des Allerheiligsten. Wer in Jerusalem war, in die Richtung, wo sich der Tempelhof befand. Im übrigen Land wurde in die Richtung gebetet, in der sich Jerusalem befand. Außerhalb Israels generell nach Osten.

Zugegeben: Weder von Dresden, noch von Berlin aus würden wir in Jerusalem landen, wenn wir nach Osten reisen würden, aber es geht hier um die Idee einer kollektiven Gebetsrichtung, die ihrem Ursprung darin hat, in Richtung Jerusalem zu beten.

Wer sich in Israel befindet, der richtet sich tatsächlich danach, in welcher Richtung Jerusalem sich befindet. Außerhalb Israels ist stets der Osten die richtige Richtung.

Wobei der Osten auch für Diskussionen unter den Rabbinern sorgt. Es soll nicht der Eindruck erweckt werden, wir würden die Sonne anbeten. Daher wird im Talmud der Südosten empfohlen. Wer zu Hause oder an einem anderen Ort betet und die Himmelsrichtung nicht feststellen kann, der soll zumindest seine Gedanken Richtung Jerusalem wenden.

Die Gedanken nach Jerusalem wenden: Auch hier begegnen wir wieder dieser Stadt. Egal wo wir sind: Jerusalem spielt immer eine Rolle. So passt auch der Abschluss von Jesaja, der seine Verheißung mit den Worten beendet: „Man nennt sie: Heiliges Volk, Erlöste des Ewigen. Und du wirst genannt: Gesuchte, nimmer verlassene Stadt.“

Jerusalem war trotz aller Katastrophen niemals verlassen und wird niemals verlassen sein. Nach der Zerstörung des ersten Tempels folgte circa 70 Jahre später der zweite Tempel. Nach der Zerstörung des zweiten Tempels blieb die Sehnsucht nach Jerusalem. Heute gibt es wieder jüdisches Leben in Jerusalem – aber die Konflikte zeigen gleichzeitig: Es ist nicht unbedingt leichter geworden.

Es liegt in unserer Verantwortung stets der besonderen Bedeutung von Jerusalem bewusst zu sein. Diese Stadt eint uns alle – Besitzansprüche dagegen können uns trennen.

Wir alle sehnen uns nach Frieden – nicht nur in Jerusalem, sondern auf der ganzen Welt. Dass wir keine Mauern mehr brauchen, Wächter ihre Funktion verlieren. Ein Traum? Möglicherweise. Aber zumindest ein Traum nach dem wir uns alle sehnen.

Möge es uns gegeben sein zu erleben, dass aus diesem Traum Wirklichkeit wird - und zwar nicht erst in Zukunft, sondern gern schon heute. Amen